

DBC Pierre
LICHT AUS IM WUNDERLAND

 aufbau taschenbuch

1961 als Peter Warren Finlay in Old Reynella, Australien geboren, wuchs DBC Pierre in Mexiko auf und lebt heute in Irland. Seine abenteuerliche Lebensgeschichte – eine wahre Fabel um Betrug, Schulden und Scheitern – machte Schlagzeilen, als er 2003 aus dem Nichts kam und für seinen ersten Roman »Jesus von Texas« den Booker Prize, den wichtigsten und am höchsten dotierten britischen Buchpreis gewann. 2007 folgte sein zweiter Roman »Bunny und Blair«. »Licht aus im Wunderland« ist der Abschluss einer losen Trilogie von Romanen, die unsere Gegenwart als Endzeit beschreiben.

Auf seiner ganz persönlichen Odyssee gerät Gabriel Brockwell von einer Londoner Drogenklinik über japanische Edellokale bis in die Katakomben des Berliner Flughafens Tempelhof. In Tokio will er sich mit seinem alten Saufkumpan Smut noch einmal richtig die Kante geben, bevor er seinen Abschied von dieser Welt nimmt. Smut ist ein aufstrebender Koch, in seinem Restaurant bekommen Business- und Mafiatypen mit giftigen Kugelfischen den kulinarischen Kick verpasst. Leider füttert Smut einen Mafiaboss mit dem falschen Fischteil, der Mann ist hin und Smut in größter Gefahr. Gabriel muss nun doch weiterleben, um seinen Freund herauszuhauen. Das aber geht nur in Berlin.

»Licht aus im Wunderland« ist eine grandiose Allegorie unserer Zeit und ihrer Huldigung des Banalen. Es ist zugleich die unsagbar traurige, unendlich komische und unbeiirt optimistische Geschichte von einem, der lieber untergeht, als sich anzupassen. Und während Gabriel seine Abenteuer erlebt, sehen wir ihm dabei zu, wie er vor unseren Augen auseinanderfällt – und neu aufersteht.

DBC Pierre

LICHT AUS IM WUNDERLAND

Roman

*Aus dem Englischen
von Kirsten Riesselmann*

 aufbau taschenbuch

Die Originalausgabe mit dem Titel
»Lights Out in Wonderland«
erschien 2010 bei Faber and Faber Ltd., London.



ISBN 978-3-7466-2935-3

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2013

© DBC Pierre, 2010

© für die deutschsprachige Übersetzung: Eichborn AG, Frankfurt am Main,
September 2011; dort erschienen unter dem Titel »Das Buch Gabriel«.

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin
unter Verwendung zweier Motive von iStockphoto:

© nicoalay classix, ibusca

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de



1

Meine Situation hat keinen Namen. Zum einen, weil ich beschlossen habe, mich umzubringen. Und dann, weil ich mir sage:

Es muss ja nicht sofort sein.

Whoosh – durch eine kleine Tür. In einen Limbus.

Nie mehr muss ich ans Telefon gehen oder eine Rechnung bezahlen. Meine Kreditwürdigkeit ist ab jetzt egal. Ängste und Getriebenheiten sind egal. Socken sind egal. Weil ich nämlich tot sein werde. Und wer bin ich, der ich da sterben werde? Ein Mikrowellenkoch. Ein Flugblattschreiber. Ein Produkt unserer Zeit. Ein abgebrochener Student. Ein Gestörter. Ein schlechter Dichter. Ein zweifelnder Aktivist. Ein Schokomilchtrinker und, falls Schoko aus ist, auch ein Erdbeer- und manchmal Bananenmilchtrinker.

In ganz auf Survival of the Fittest ausgerichteten Zeiten nicht der Allerfitteste.

Ach ja ... Spiegeln bin ich immer ausgewichen, aber hier, nackt in einem Zimmer mit Waschbecken und Spiegel, riskiere ich einen Blick. *Whoosh* – der Verräter ist nicht mehr da. Plötzlich bin ich eine Sphinx mit Chorknabenaugen, leuchtend und vulgär wie ein farbübersättigtes altes Porträt in Öl.

Weil ab jetzt alles egal ist.

Wenn es sich vermeiden lässt, sollte man diese Art Eingebung nicht unbedingt in einer Rehaklinik haben.

Im Zuge einer jubulatorischen Anwendung pinkle ich ins Waschbecken – immerhin: ein Porzellangefäß, das an eine Abwasserleitung angeschlossen ist – und spüle dann mit Wasser aus

dem Hahn, was für mein Gefühl von einer gewissen Kultiviertheit zeugt. Wie überhaupt diese letzten Stunden meiner irdischen Existenz Kultiviertheit und Klarheit offenbaren. Beweis dafür sind, dass ich nicht geistesgestört, sondern das Kind guter Menschen bin. Oder zumindest das Kind der Geschichten guter Menschen. Schnell ziehe ich mich an, waschen spare ich mir, darauf kommt es nicht mehr an. Ich nehme mir nur die Zeit, mich am Fenster zu dehnen, und wundere mich. Meine Depression ist weg, in einen Kaninchenbau geplumpst – *whoosh*. Alles ist *whoosh* in diesem Limbus.* Die Voraussetzung ist natürlich, dass die Entscheidung zu sterben endgültig ist. Was bei mir der Fall ist.

Der Grund dafür ist simpel: Von den vielen Dingen, die ich hätte sein, tun und haben sollen, bin, tue und habe ich exakt null Komma nichts. Ich stehe im an mir zerrenden Sog des modernen Lebens und sehe zu, wie es davonrast. Das klingt jetzt vielleicht pathetisch, aber die Sache ist die: Es ist nicht so, dass mir die innere Kraft fehlt. Innere Kräfte habe ich genug, mehr als genug sogar. Die sind nur noch nie zum Ausdruck gekommen.

Und Kraft, die keinen Ausdruck findet, keine Form, ist sinnloser als gar keine Kraft.

Auf den folgenden Seiten könnte der Eindruck entstehen, ich wollte Ihnen diesen fatalen Weg schmackhaft machen. Tja, das will ich tatsächlich. Denken Sie sich ruhig Ihren Teil zu allem, was Ihnen vorgeführt wird, aber zunächst einmal begreife ich Sie als solidarischen Kollegen. Und ich kann Ihnen sagen: Jeder bereut es, eine Party zu früh zu verlassen und beim Gehen noch Gelächter aus dem Salon zu hören. So muss sich der Tod anfühlen.

* Was ist dieser Limbus? Ein Zwischenreich, ein Schwebestand. Der äußerste Kreis der Hölle genauso wie eine Zone der Kontingenz. Etwas von der Objektwelt Abgetrenntes, ein Dance-Mix aus allem, was wir in Schockmomenten erleben. Schon spüre ich, dass er umhüllt ist von einer Peripherie, die von Angst und seligem Vergessen befeuert wird. In der Wissenschaft würde man Dissoziation dazu sagen; im echten Leben kann man sich zwischen dem Klinischen und dem Romantischen entscheiden – und im Limbus zu sein ist die romantische Entscheidung. Falls Sie noch Gründe dafür brauchen, das Romantische der Wissenschaft vorzuziehen, denken Sie daran: Die Wissenschaft hat immer noch nicht herausgefunden, warum wir eigentlich schlafen.

Nur ich fühle überhaupt nichts dergleichen; die Party ist nämlich vorbei. Die Flaschen sind leer. Die Fässer spucken Schaum. Unser Shopping-Imperium liegt in seinen letzten, zuckenden Zügen. Bye-bye, ihr freien Märkte, auf Wiedersehen, ihr Allgemeinen Geschäftsbedingungen, ciao, du unechtes Gelächter, ha, ha, juchhe, juppido. Die letzten Feiernden sind das Kropfzeug, das immer angerannt kommt, wenn es etwas umsonst gibt, und das jetzt Wein kotzt. Den Spielstand zu erkennen und genau im richtigen Moment auszusteigen, löst in mir kein Gefühl des Bedauerns, sondern Stolz aus.

Adieu denn, Welt von heute, adieu. Eine weitere Gelegenheit, uns zur Selbstbeherrschung fähig und damit der Freiheit wert zu erweisen, ist vertan. Tief im Inneren wissen wir das nur allzu gut; mehr als ein Jahrzehnt lang haben wir bloß die Vergangenheit wieder aufgewärmt, haben unsere hundert besten Augenblicke immer und immer wieder verklärt – wie alte Leute mit ihren Schnappschüssen aus tollen Tagen, die sich unbewusst verabschieden.*

Und jetzt können Sie zusehen, wie die Lichter im Wunderland langsam ausgehen.

Whoosh. Was für eine Dekadenz, was für ein Niedergang.

Irgendwo draußen plockert ein Ball zwischen Schlägern hin und her. Kommt mir vor wie eine tickende Uhr, die so unregelmäßig geht wie die Echtzeit der Natur. Ich muss von hier verschwinden – schnell, bevor noch jemand anfängt, an meinem Geisteszustand zu arbeiten. Ich verschwinde, um für ein paar Stündchen so richtig einen draufzumachen. Weil ich es mir wert bin, ha, ha. In Sachen Vorgehen schlägt mir mein Limbus vor: Sieh dich einfach um. Um uns unseresgleichen anzuschließen, brauchen wir wohl kaum mehr moralische Größe als sie.

* Ja, es ist definitiv vorbei: Der Profit hat das Spiel gewonnen, dabei aber wie ein Infekt seinen Wirt getötet. Der Wirt waren wir. Die Qualität ist ausgestorben, weil wir unser Recht aufs Filtern der Wahlmöglichkeiten abgetreten haben; der Profit ist der Filter jeder Wahl geworden. Die Wahrheit ist ausgestorben, weil wir keine echten Erfahrungen mehr katalysieren; der Profit der Medien ist der Katalysator geworden. Also adieu!

Was bedeutet: Carte blanche für Gabriel Brockwell.

Doch eins nach dem anderen. Ich werde den versiertesten Verschwender ausfindig machen, den ich kenne: meinen alten Freund Nelson Smuts, bei dem Wein und Ausschweifung nie weit sind. Mit ihm als Schützenhilfe werde ich meine letzten Stunden zu einer perfekten Miniaturausgabe des Zeitalters machen, das ich hinter mir lasse – zu nichts weniger als einem letzten, mutwilligen Sprung in die Besinnungslosigkeit.

Ach, Dekadenz. Durchs Fenster lächle ich nach draußen. Die Rehabilitationsanstalt fügt sich schwärend wie ein Familiengeheimnis in die Landschaft nördlich von London. Es gibt Grotten, Gebüsche und schleimbedeckte leere Teiche. Die Insassen – so genannte Klienten – laufen verstrahlt durch die Gegend, saugen Laubmoder – so genannte Frischluft – in sich hinein und tragen Hosen, die ihre Beine nicht berühren, sondern wie leer über der falschen Sorte Schuhe schweben.

Mein Zimmer ist nicht abgeschlossen. Der Korridor draußen ist geschwängert vom mechanischen Intimgeruch, den ein Staubsauger hinterlässt. Durch ihn tauche ich hindurch, als die späte Sonne auf das Gebäude trifft, eine Explosion in Gold, die vor dem Dunkel der Eingangshalle Staubgalaxien beleuchtet. Whoosh. Die Altvorderen würden das für ein gutes Zeichen halten. Es scheint, als ob große Entscheidungen Zeichen der heiligen Enthusiasmen auf den Plan rufen, bei jeder folgenschweren Handlung gibt es ein Lichtnicken hier oder ein Schattenrunzeln da. Diese ironischen und launenhaften Götter müssen uns wie ein Fluidum umgeben. Ein Limbus sollte nach ihrem Geschmack sein – und ein dem Tod vorausgehendes Zwischenreich muss sie geradezu ansaugen wie ein Abflussrohr, in das sie massenhaft hineinstrudeln. Wer weiß, ob ihnen das Leben wirklich lieber ist als der Tod, ob sie schon Zeichen geben, während man noch auf den Pfaden eines Abenteuers wandelt, oder ob sie sich ihre Befehle für den Schluss aufheben.

Doch auf geht's – wir werden sehen.

In sich zusammengesackt sitzt ein langgesichtiges Mädchen

hinter der Rezeption. Sie beobachtet mich, hofft, dass ich nicht näher komme. Whoosh – durch das Licht hindurch wirbele ich zu ihr. Meine Schüchternheit ist wie weggeblasen. Dass ich sterben werde, macht sie bedeutungslos, weswegen ich so nah an das Mädchen herantrete, bis sich ihr Gesicht ganz in den Schatten zurückzieht, und sie dann nach Stift und Papier frage. Während alles noch so schön klar ist, werden wir uns ein paar Notizen machen – ja! Während das Mädchen herumkramt, sehe ich hinter der Theke Abmeldebögen liegen und greife mir einen. Sie weicht zurück, als ob von meinem Arm ein starkes Kraftfeld abstrahlt. Aber dann begreife ich: Sie ist jemand, der vor allem zurückschreckt. Für sie ist jede Bewegung eine kleine Überraschung. Sie legt mir einen Papierblock hin, ordnet daneben einen Kuli an und gibt sich zurückhaltend, als ich mit vorsätzlich grimmigem Gesichtsausdruck den Abmeldebogen auf der Theke gerade richte. Mit einer schwungvollen Bewegung nehme ich den Kuli zur Hand:

»Jedes Glücksgefühl, das nicht durch Rauschmittel ausgelöst wird«, schreibe ich, »ist falsch.«

Ihr Mund öffnet sich langsam: »O-kay. Vielleicht hole ich gerade mal David oder Rosemary – bei wem sind Sie, bei David oder bei Rosemary?«

Ihr Gesicht scheint länger zu werden, mit jedem Wort schmilzt es Richtung Theke. Das ist ein Salvador-Dalí-Mädchen, man könnte es über einen Ast hängen und ihm beim Zerfließen zusehen.

»Weder noch«, sage ich und schreibe beschwingt weiter:

»Selbsterkenntnis, Mut und Entschlossenheit, die nicht von Rauschmitteln ausgelöst werden, sind – falsch.«

»Ich piepse David gerade mal an.« Sie greift nach einem Hörer.

Ich komme so richtig schön in Schwung, und mein Text fließt aus dem *Grund/Gründe der Entlassung*-Kasten hinüber in die *Betreuerkommentare*. »Die Vorstellung«, schreibe ich, »dass die wenigen Versprengten innerhalb der Gesellschaft, die intensiver empfinden als andere und die einer größeren Reichhaltigkeit von Eindrücken ausgesetzt sind, was sie menschlicher macht und was ihr Umfeld sogar als Charakter und Empathie feiert ...«

»David West, David zur Rezeption.«

»... weggeschlossen werden sollten, weil sie es nicht schaffen, sich dem Mittelmaß und den Automatismen anzupassen, weggeschlossen zusammen mit passiv-aggressiven Profiteuren, die ihre Feindseligkeit über Manipulation und Dogmen als eine Art Therapie weiterreichen, ist wenig überzeugend.«

»David bitte zum Empfang.«

»Das Bedürfnis dieser Rotte neo-kalifornischer Ano-Extremisten, andere herumzukommandieren, autoritär zu behandeln und mit falschem Mitgefühl zu drangsalieren, ist eine sehr viel haarsträubendere und unheimlichere Charakterstörung, als ich sie je angestrebt hätte. Wenn mich eins zur Überzeugung gelangen lässt, mich aus der Reha fernzuhalten, dann ist es folgende Erkenntnis: Nicht, dass eine derartige Verarsche überhaupt Leute findet, die sie vertreten, schockiert mich, sondern dass diese Vertreter sich auf so bedrohliche Weise an einem einzigen Ort häufen.«

Das Dalí-Mädchen zuckt zusammen. Sie ordnet Unterlagen. »Keine Ahnung, wo David steckt. Sollen wir Ihnen ein Plätzchen im Raum der Stille suchen? Während wir die Dinge – wieder ins Reine bringen?«

»Nein«, sage ich.

Sie blinzelt und nickt langsam. »Die Sache ist die ... Sie haben nicht auf Ihrem Formular geschrieben. Ihr Anmeldeformular ist in unseren Unterlagen. Wir müssten das alles also noch einmal schreiben.«

Ich stehe da und betrachte sie einen Augenblick. »Warum übertragen wir dann die wenigen Anmeldedaten auf dem Formular, das Sie von mir haben, nicht auf dieses hier?«

»Na ja, nein, aber – das hier ist einfach nicht das Formular, das wir über Sie zu den Akten genommen haben. Verstehen Sie? Eigentlich dürfen Sie selbst sowieso nichts auf dieses Formular hier schreiben.«

Ich sehe ihr unverwandt in die Augen.

»Außerdem gibt es auf Ihrem Formular ja auch schon Einträge und ...«

»Ganz sicher nicht. Ich bin noch nirgendwo gewesen.«

»Na ja, schon, aber es ist trotzdem so, weil – na ja, weil es einfach Ihr Formular ist.«

»Warum holen Sie dieses Formular dann nicht?«

»Ich fürchte, es ist vertraulich.«

»Hm.« Ich verlagere das Gewicht auf den anderen Fuß.

»Es tut mir leid, aber es ist einfach so. Zum Beispiel stehen da alle Einträge zu Ihrer Behandlung drauf und natürlich auch die Details der Kostenübernahme ...«

»Stellen Sie etwa eine halbe Übernachtung schon in Rechnung?«

Das Mädchen wird ganz steif. »Also, die Sache ist die, der Kurs ist im Voraus bezahlt worden. Verstehen Sie? Die Vertragsbedingungen ...«

»Nein, nein – die einzige Vertragsbedingung in der existierenden Welt ist, dass ich mitten in der Nacht hier angekommen bin und dass ich jetzt gehe.« Ich sage das gar nicht unfreundlich. Ich lasse sogar meinen Mund mit einem Lächeln offen stehen. Mein Bartbüschel am Kinn richtet sich auf wie ein Eichhörnchen.

Das Dalí-Mädchen windet sich.

Ach ja, ach ja. Sogar hier noch können wir sehen, wie der Profit die Leichen der Gefallenen fleddert. In einer fließenden Bewegung trete ich einen Schritt zurück. Das Dalí-Mädchen schiebt Papiere hin und her, während ich versuche, den Tatsachen ins Auge zu blicken.* »Irgendwo muss David doch sein.« Mit sorgenvollem Ausdruck blickt sie den Korridor hinunter.

»Also, es ist wirklich ein Skandal.« In aller Seelenruhe stecke ich Notizblock und Kuli ein.

* Ach, Kundendienst! Es obliegt dem Dalí-Mädchen, den Spagat hinzubekommen zwischen der Kopie eines Glamour-Models mit Headset und einer Inkassoabteilung, die ihren Sitz nicht an dieser Adresse hat. Sie windet sich, weil die Kultur trotz aller Anstrengungen, ihr den gesunden Menschenverstand auszutreiben, ein winziges Stückchen Vernunft intakt gelassen hat. Dieses Tumorfragment führt dazu, dass sie sich unwohl fühlt, wenn sie unverschämte Konditionen geltend machen muss. Ihr Arbeitgeber hätte das eigentlich längst mitkriegen müssen.

»David West bitte dringend zum Empfang.«

Mein Blick streift erst eine Topfpalme neben dem Schreibtisch, dann ein paar Buchstaben hinten an der Wand, die das Wort »Hoffnung« ergeben. Ich mache mir Gedanken darüber, wie viel besser ein Wort wie »Zertrümmerung« aussehen würde.

»Die Sache ist nur die« – Dalí schwillt förmlich die Brust vor lauter neuer Ideen – »Sie werden doch sicher Ihre persönlichen Habseligkeiten zurückhaben wollen? Ihr Portemonnaie, Ihr Handy und was sie so dabei hatten? Die Sache ist die, ich brauche einen befugten Mitarbeiter, der mir die Aushändigung unterschreibt, ich darf das nicht so einfach machen.«

»Hören Sie – in den letzten drei Minuten haben Sie folgende Gründe angeführt, mir nicht entgegenzukommen: dass ich auf einem anderen Formular schreiben muss, dass ich überhaupt keinem Formular schreiben darf, dass ich mein Formular nicht sehen darf und dass Sie Profis brauchen, um ein Schließfach zu öffnen.«

»Genau«, sagt sie, froh darüber, das Thema wechseln zu können. »Kann ich Ihnen vielleicht ein Mineralwasser bringen? Während wir auf David warten?«

Die Sache ist die, ich kann ihrem Gesicht die Macht ablesen, Leute anzurufen, die schneller da sind als David – und die Medikamente dabei haben. Whoosh. Der Einfachheit halber begnüge ich mich mit dem Wasser, dessen Kohlensäure lautstark um eine Zitronenscheibe herumsprudelt, und laufe niedergeschlagen durch den Korridor zum Raum der Stille. Der ist ein geistloses Vakuum mit Blick auf das Grundstück rund um das Herrenhaus – ein Ort wie aus dem Bilderbuch, um *auf David zu warten*. Es riecht nach Farbe und Feuchtigkeit. Der Raum ist leer, und ich setze mich auf ein eiterfarbenedes Sofa, mit dem Gesicht zum Fenster, hinter dem Bäume ihre dünnen Reiser vom Wind aufpeitschen lassen, einem mit toten Blättern verstopften, auf alles einprägeln Wind.

Ich hätte einfach gehen sollen. Mich an den Empfang zu wenden war ein Fehler.

Auf einem Beistelltischchen steht ein Schachbrett, daneben lie-

gen Zeitschriften über Entspannungs- und Atemtechniken. Das Licht einer Tischlampe spiegelt sich auf den Titelseiten. Einem Organismus, der Atemtipps braucht, überlege ich mir, sollte es erlaubt sein zu sterben. Und ich frage mich, ob das Licht sich genauso hübsch in einer Ausgabe *Bacon Busters* oder *Fisting Wives* brechen würde. Wir werden es nie herausfinden; und genau deswegen verursachen diese Rehakliniken auf dem Land Unwohlsein. Weil ein Herrenhaus, in dem einst ausschweifend Walzer getanzt wurde, in dem die Luft schwer war von Parfümduft und widerhallte vom Gekläff geliebter Kinder und Hunde, und das heute ein Monument der Schande, der Herablassung und der Sojasprossen ist, *entweder* über eine Ausgabe *Fisting Wives* oder über ein im Gemüsegarten verscharrtes Leichenpaar verfügt.

Aber niemals über beides zugleich.

Ich schalte die Lampe aus und lasse mich von einem violetten Leuchten durchdringen. Das Schachbrett steht wartend da, ich begutachte die Figurenreihen. Bauern stehen im Angesicht des Todes in Reih und Glied, Pferde sind bereit zum Sprung, Türme wägen ihre Züge ab. Mit gebieterischem Schwung nehme ich die weiße Königin, pflüge durch beide Hälften des Spielfelds und schlage den schwarzen König zu Boden. Für den heutigen Abend braucht es schon eine Einstellung dieser Art. Zu was für einer Odyssee auch immer wir aufgebrochen sind – und ich merke, es ist eine Odyssee, wenn auch vielleicht eine kurze –, sie sollte mit derselben Missachtung des Lebens und der Natur vollzogen werden, wie man sie uns hier entgegengebracht hat. Wir werden das hemmungslose, das schrankenlose Genießen suchen.

Wenn wir abtreten, dann als Tiere. Als Kapitalisten!

Ach, der Moment vor dem Tod ist ein jungfräulicher Kampfplatz. Nicht, dass ich der Erste wäre, der den Selbstmord entdeckt, auch Sie müssen sich schon mit der Idee getragen haben, müssen in gewissen dunklen Augenblicken den Deckel angehoben haben, ihn beschnüffelt, ihn abschätzig gemustert haben. Nicht, dass Sie ihn wie ich geplant haben, aber dennoch: Eine Ahnung davon, dass im Kombinationsspiel der Möglichkeiten, das um Sie

herum abläuft, mindestens eines der Resultate Ihren Tod zur Folge hätte, müssen Sie gehabt haben.* Ich frage mich, ob unser Bewusstsein dafür, zu den Glücklichen zu gehören, davon abhängt, dass wir die Finger des Schicksals an unserem Abzug vorbeistreichen sehen, während bei anderen abgedrückt wird. Es wäre eine Erklärung dafür, warum Nachrichten ein so einträgliches Geschäft sind.

Fest steht – bei mir wurde abgedrückt.

Meine Gedanken schweifen zu Nelson Smuts. Was für eine Orgie wir feiern werden. Was für ein Bacchanal. Das letzte Mal, als ich von ihm gehört habe, war er gerade zurück aus Brüssel und arbeitete unten im Süden in der Küche von Privatleuten. Ist schon eine ganze Zeit her. Ein Jahr vielleicht. Ach, Smuts.

Während ich noch derart nachsinne, geht die Tür zum Raum der Stille auf. Ein schmaler Mann schaut herein. Er trägt einen eng anliegenden Pulli und hat ein blasses, unförmiges, an einen Pferdefötus erinnerndes Gesicht. Er steht einfach nur da und sieht mich an.

Nach einer ganzen Zeit deutet er auf meine Schuhe:

»Das ist ja Leder.«

Unschlüssig, worauf er hinauswill, erwidere ich seinen Blick, und als er keine weiteren Hinweise liefert, zeige ich mit dem Finger auf sein Oberteil und sage: »Das ist ja Wolle.«

»Ja, aber das Lamm hat überlebt«, erwidert er.

Ich schließe kurz die Augen und wende mich ab.

* Über den Selbstmord: Stellen Sie sich den Geist als ein Herrenhaus vor. Wie Sie richtig vermuten werden, haben wir nicht allzu viele Räume davon in Benutzung. Ein paar wenige Augenblicke der Kindheit ausgenommen, tanzen wir nicht im Sonnenlicht ums Haus herum. Aber es gibt einen aus- und eingehenden Warenverkehr, weswegen sich unerwünschte Mengen im Inneren ansammeln können. Sie wachsen an, werden bedrohlich. Da wir nicht in der Lage sind, sie wegzuräumen, ziehen wir uns in immer kleiner werdende Räume zurück. Und wenn wir im letzten Loch sitzen, bietet uns das Leben eine Wahlmöglichkeit: entweder unseren Untergang in parallel geschalteten Schauplätzen auszuleben – Psychose, Fanatismus, Religion, Krebs, Abhängigkeit – oder sich still und leise zu verabschieden. Aber Achtung: Fragen wie diese stellt das Leben nicht, wenn wir noch frisch und optimistisch sind – es wartet auf die Hoffnungslosigkeit.

Nach einem längeren Schweigen sagt er dann: »Kommen Sie nicht mit?«

»Nein«, sage ich.

Wieder verstreichen einige Augenblicke. Dann geht er hinaus und schließt die Tür hinter sich. Auf dem Korridor wird gemurmelt, und als das aufhört, nähern sich Schritte.

»Gabriel Brockwell?«, ruft ein Mann hinter der Tür. Er ruft ohne große Emphase, in einem Tonfall, der ihn für den Fall, dass er keine Antwort bekommt, nicht blöd dastehen lässt.

Ich schenke ihm keinerlei Beachtung. Ich werde hier warten, bis alles ruhig ist, und dann abhauen. Ich kann spüren, wie er hinter der Tür dumm aus der Wäsche schaut, ihn zu ignorieren stresst mich aber überhaupt nicht, eigentlich ist mir alles komplett egal. Die Anspannung ist weg, ich kann mich jederzeit umbringen.

»Gabriel?«

Als ich meinen Namen höre, schreibe ich ihn auf.

Ein Titel erscheint: *Das Buch Gabriel*.

Dann ein Untertitel: *Alles – für Affen, Hunde und Dichter*.

Alles ist besser als *Jegliches*, weil es scheint, als ob die Dinge immer auf ein- und dieselbe Art und Weise entstehen.* Um massenhaft Pseudo-Industrien zu stützen, haben uns die Märkte glauben gemacht, dass jeder noch so kleine Bereich des Lebens hochspezialisiert ist und deswegen Waren und Dienstleistungen braucht, um unter Kontrolle zu bleiben; dabei ist die Natur eigentlich vorhersagbar und ziemlich langweilig, das unterscheidet den Käfer, der gerade einem Vogel entwischt, nicht vom Radiologen, der gerade ein Brustbild erstellt. Was die Geschöpfe im Titel anbelangt, so habe ich den Eindruck, dass sie sämtlich Botschafter des menschlichen Geistes sind, Leitmotive, denen Zauber und Selbsthass entwachsen. Möglicherweise haben sie sogar ihren eigenen Himmel, warum nicht? Immerhin behauptet Swe-

* Denken Sie dran, dass Hobart Loots gesagt hat: Zum Jeglichen gehört vieles; aber es gibt nur ein Alles.

denborg, dass auch Türken und Holländer ihre gesonderten Paradiese haben.

Die Aufzeichnungen sind damit offiziell eröffnet, und in meinem Limbus herrscht ein investigativer Geist. Gleichzeitig ist eine Fassade errichtet, die einem Geschäftsmann oder sogar einer Regierung angemessen ist; plötzlich speist sich unsere Mission nicht mehr aus Übermut, sondern ist wissenschaftlich geworden, ein unerschrockenes, selbstloses Engagement für die Vermehrung menschlicher Erkenntnis. Aus diesem Grunde sollten unsere Notizen klar sein, und Sie werden es mir verzeihen, wenn meine Sprache förmlich klingt: Wer ein Licht werfen will auf einen Niedergang, eine Ära der Dekadenz, der muss Abstand nehmen von deren Umgangssprache, die vorsätzlich deformiert wurde, um jegliche Abscheulichkeit zu sanktionieren. Ist nicht die Sprache der Stützpfeiler der Zivilisation? Sollte sie nicht Absurdes und Abgründiges bis ins Kleinste benennen und keinen Raum lassen für Irrtümer und Ausflüchte?* Entschlossen stehe ich vom Sofa auf. Meine Habseligkeiten dürfen gern am Empfang bleiben, Smuts wird Geld haben, Smuts wird Essen und guten Wein haben.

Aber gerade als ich an der Tür bin, nähern sich neue Schlurfgeräusche.

Ein Männerkopf schiebt sich in den Raum der Stille:

»Ach, da sind Sie ja.«

* Um das festzuhalten: Verfall nimmt seinen Ausgang in gemeinschaftlicher Gedankenlosigkeit, und die setzt sich zunächst durch die Sprache ins Werk. Durch die Sprache gewinnen Handlungen und Ansichten, die vor wenigen Jahren noch als Abscheulichkeiten gegolten hätten, plötzlich Akzeptanz. Immer mehr unbedachte Vokabeln durchsetzen die Kultur mit anschauungen, die das Vernünftige unmodern machen. Der Wortschatz schrumpft und zwingt immer mehr Begriffe hinter immer weniger Ausdrücke; und im Laufe dieses Vorgangs vermischen sich das Akzeptable und das Inakzeptable und geben sich als das jeweils andere aus. Worte sind Werkzeuge der Schärfung, und wenn der Verfall erfolgreich sein will, muss er mit den Mitteln der Unschärfe arbeiten. Ich hoffe, das ergibt Sinn. Keine Ahnung, egal. Was soll's. LOL ☺.